

ERIKA THOMALLA, CARLOS SPOERHASE, STEFFEN MARTUS

Werke in Relationen. Netzwerktheoretische Ansätze in der Literaturwissenschaft. Vorwort

I. Einleitendes. In der literaturwissenschaftlichen Forschung wurde das Konzept des „Netzwerks“ in jüngerer Zeit immer wieder verwendet.¹ Es dient meist als analytische Kategorie, um die strategischen und pragmatischen Aspekte der Zusammenarbeit von literarischen Akteuren in medialen Infrastrukturen zu akzentuieren und eine seit der Aufklärungsepoche beobachtbare Verdichtung und Ausweitung kultureller Kommunikationsverhältnisse zu erfassen.² Autoren innerhalb ihrer Netzwerke zu verorten, heißt, ihr literarisches Schaffen in den Kontext von Allianzen oder Konkurrenzverhältnissen zu rücken, Verbindungen zu Verlegern, Herausgebern, oder anderen Schriftstellern oder Lesern zu rekonstruieren. Auffällig ist allerdings, dass Autoren und Werke in literaturwissenschaftlichen Studien in der Regel als selbstverständliche Mittelpunkte des Netzwerks gesetzt werden. Das gilt sowohl für Untersuchungen, die den Netzwerkbegriff eher metaphorisch gebrauchen³ als auch für quantitativ verfahrenende Rekonstruktionen, die die Frequenz und Häufigkeit des Kontakts zwischen einem Autor und seinen Korrespondenzpartnern ermitteln.⁴ Der Autor oder sein Werk werden gleichsam als Spinne im Zentrum eines Netzes verortet, von dem nicht nur alle Verbindungen zu anderen Knotenpunkten ausgehen, sondern das diese Beziehungen auch souverän zu steuern scheint. Für die Erforschung des sozialen Ego-Netzwerks eines Autors bietet sich ein in dieser Weise personell und textuell fokussierter Zuschnitt zwar durchaus an, doch die Potenziale und Anwendungsfelder soziologischer Netzwerktheorien sind damit erst ansatzweise ausgelotet.⁵

Jüngere Studien aus dem Bereich der soziologischen Netzwerktheorie haben vor allem auf die qualitative und relationale Dimension von Verbindungen in sozialen Netzwerken hingewiesen. Ihr Grundansatz besteht darin, soziale Relationen und kulturelle Praktiken gegenüber scheinbar stabilen Entitäten wie Subjekten oder Gruppen zu privilegieren und sie in den Fokus der Untersuchung zu rücken. Voraussetzung für diesen Perspektivwechsel ist die Annahme, dass die Teilhabe am Sozialen immer schon das Eingebundensein von Akteuren in komplexe und dynamische Konstellationen voraussetzt. Dementsprechend werden Identitäten, Einstellungen, Haltungen und Attribute nicht als vorgängig begriffen und isoliert betrachtet, sondern als Ergebnisse kollektiver Prozesse aufgefasst: „Entitäten sind in einer relationalen Perspektive relativ.“⁶

1 Vgl. etwa BINCZEK, STANITZEK (2010), BAILLOT (2011), JOST, FULDA (2012), KÄMMERER, BERNDT (2014), STRAUB (2016), VORDERMAYER (2016). Für einen Überblick zur literaturwissenschaftlichen Netzwerkforschung zum 18. Jahrhundert vgl. FISCHER, THOMALLA (2016).

2 Vgl. FISCHER, THOMALLA (2016, 111).

3 Vgl. etwa die Beiträge in LEUSCHNER, LUSERKE-JAQUIS (2002).

4 Vgl. dazu beispielhaft STUBER, HÄCHLER, LIENHARDT (2005).

5 Vgl. dazu auch FISCHER, ZIMMER (2018).

6 HÄUSSLING (2010, 71).

Anders als Handlungstheorien gehen relationale Ansätze bei der Untersuchung des Sozialen nicht von Einzelpersonen und deren Motiven oder Bedürfnissen aus, anders als makrosoziologische Theorien setzen sie aber auch keine gesellschaftlichen oder ökonomischen Strukturen voraus, die soziales Handeln determinieren.⁷ Sie beobachten Beziehungsgeflechte vielmehr auf einer mittleren Ebene und in bestimmten Situationen, legen den Akzent also nicht auf situationsübergreifende Strukturen wie Systeme, Felder oder Diskurse.⁸ Gerade für Fragen nach einer sozialhistorischen Situierung literarischer Werke scheint diese Perspektivverschiebung ein äußerst vielversprechender methodischer Ansatzpunkt zu sein. Er ermöglicht es, Autorschaft als kollektiven kreativen Vorgang und Textualität als weitverzweigtes soziales Beziehungsmodell in den Blick zu nehmen, an denen immer mehrere Akteure von Anfang an beteiligt sind.

Das vorliegende Schwerpunktheft der *Zeitschrift für Germanistik* setzt sich das Ziel, die heuristischen Potenziale relationaler Theorien für die Literaturwissenschaft auszuloten. Da netzwerktheoretische Ansätze in literaturwissenschaftlichen Studien bisher nur sehr selektiv rezipiert wurden, wird im Folgenden zunächst ein knapper Überblick zur Entwicklung relationaler Sozialtheorien in ihren unterschiedlichen Ausprägungen, ihren zentralen Annahmen und Forschungsfeldern gegeben.

Von Beginn an hatte die Netzwerkforschung eine doppelte Ausprägung, als theoretisches Paradigma und als methodisches Verfahren. Während in den Anfängen allerdings stärker empirische und quantitative Analysen im Vordergrund standen – verbunden mit einer Abkehr von mikro- und makrosoziologischen Theorieentwürfen – rückten im Zuge der sogenannten kulturellen Wende in der Netzwerkforschung grundsätzliche theoretische Überlegungen in den Vordergrund. Im Zuge einer fundamentalen Kritik am soziologischen Substanzialismus wurden neben den quantitativen auch die qualitativen Dimensionen sozialer Relationen reflektiert, die weniger einfach zu operationalisieren sind, aber dafür anregende Perspektivwechsel versprechen. Im Anschluss an eine überblickshafte Darstellung dieser Entwicklung werden in einem zweiten Schritt Anschlussmöglichkeiten und Fragestellungen für die Literaturwissenschaft erörtert und anhand von Beispielen diskutiert. Schließlich werden die Prämissen der relationalen Soziologie mit Ansätzen aus dem Bereich der Akteur-Netzwerk-Theorie in Verbindung gebracht, die den relationalen Ansatz um eine medientheoretische Komponente bereichern.

Für einige Beiträge dieses Heftes hat sich gerade dieser Zugriff als besonders fruchtbar erwiesen. Das Anliegen der hier versammelten Aufsätze besteht darin, in explorativer Weise

7 Vgl. zu dieser methodischen Abgrenzung MÜTZEL, FUHSE (2010, 9 f.).

8 Mit der Systemtheorie oder der Feldtheorie teilt die relationale Soziologie die Abkehr vom Substanzdenken und von einem soziologischen Essentialismus. Dennoch gibt es nicht nur im methodischen Design, sondern auch in den theoretischen Prämissen teilweise größere Differenzen. So wird etwa von den Vertretern der relationalen Soziologie die hohe Bedeutung infragegestellt, die in den Arbeiten Pierre Bourdieus der Klasse und dem Elternhaus zukommt. Demnach gebe es in modernen Gesellschaften viele Formen der Differenzierung und der Grenzziehung, die nicht alle klassenbezogen sind. Bourdieu hingegen gehe stets von einer grundlegenden, ökonomischen Hierarchie aus, die alle anderen Differenzen präge. Vgl. dazu etwa ERICKSON (1996). Die Differenzen zur Systemtheorie betreffen vor allem den Gegenstand: So konzentriert sich die relationale Soziologie vorzugsweise auf die Mesebene des Sozialen, nicht zuletzt, weil sie so einen „engen Kontakt zur empirischen Forschung“ erhält. Vgl. MÜTZEL, FUHSE (2010, 10). Es gibt aber auch Versuche, Systemtheorie und relationale Soziologie miteinander zu verbinden. Vgl. dazu FUHSE (2009).

einzelne Methoden und Konzepte relationaler Sozialtheorien zu erläutern und im Hinblick auf ihre Anwendungsmöglichkeiten zu untersuchen.

II. Der relationale Ansatz: Historische und systematische Perspektiven. Als die soziologische Netzwerkforschung sich um die Mitte der 1960er Jahre etablierte, arbeitete sie zunächst mit quantitativen Verfahren und algebraischen Modellen.⁹ Die sogenannte Harvard School um Harrison White befasste sich mit begrenzten Gesamtnetzwerken, also etwa Institutionen, Organisationen oder geschlossenen Kulturen. Diese Netzwerke wurden als gegeben vorausgesetzt und mit konstanten Außengrenzen versehen. Ihre Knotenpunkte bildeten stabile Entitäten, zwischen denen strukturelle Äquivalenzen berechnet wurden. Solche Äquivalenzen sind nach White dann gegeben, wenn sich zeigen lässt, dass Akteure die gleiche Position einnehmen, d. h. wenn sie in analoger Weise mit Dritten verbunden sind. Die Bestimmung äquivalenter Strukturen macht es möglich, mit Hilfe von sogenannten Blockmodellanalysen Teilgruppen im Netzwerk zu identifizieren. White erforschte mit diesen Methoden etwa Verwandtschaftsverhältnisse und Rollenfunktionen bei den Aborigines oder den Einfluss von Stellenvakanzen auf die Produktivität eines Arbeitsmarkts.¹⁰ Seine Arbeiten richteten sich vor allem gegen dominante Verfahren der empirischen Sozialforschung, die mithilfe von Statistiken und Fragebögen die Attribute zufällig ausgewählter Personen erhoben und zu gesamtgesellschaftlichen Diagnosen hochrechneten. Der Vorwurf der relationalen Soziologie an die Attributs- und Einstellungsforschung lautete, dass die Interaktionen und die Relationen zwischen Personen von ihr völlig außer Acht gelassen wurden. Aus Sicht der Kritiker glich die gängige Sozialforschung einem „Fleischwolf, der das Individuum aus seinem sozialen Kontext reißt und damit garantiert, dass niemand innerhalb der Studie mit jemand anderem interagiert.“¹¹ Der netzwerktheoretische Ansatz Whites geht hingegen von der Annahme aus, dass das Verhalten und die Einstellungen Einzelner jenseits der sozialen Gefüge, in denen sie sich befinden, gar nicht adäquat erklärt werden können.

Im Anschluss an White wurden in den 1970er und 1980er Jahren eine Reihe empirischer Studien veröffentlicht, die bis heute zum Kanon der Netzwerkforschung zählen. Einer der prominentesten Schüler Whites war Mark Granovetter, der in seinen Arbeiten untersuchte, inwiefern soziale Mobilität, Diffusion und Kohäsion von der Art der Verbindungen zwischen Akteuren eines Netzwerks abhängen.¹² Granovetter definierte zwei Typen von Verbindungen: starke („strong ties“) und schwache („weak ties“). Dabei bestimmte er die Stärke einer Verbindung als eine Kombination der investierten Zeit, der Intensität, der wechselseitigen Intimität und den reziproken Leistungen. Auf eine Formel gebracht hieß das: Je intensiver, reziproker und emotionaler eine Verbindung, desto ‚stärker‘ ist ihr Grad. Granovetters bahnbrechende These bestand darin, dass die von ihm als ‚schwach‘ definierten Beziehungen – also flüchtige Bekanntschaften mit geringer zeitlicher und emotionaler Intensität – bei der Beschaffung von relevanten Informationen, etwa bei der Suche nach einer Anstellung, weitaus effizienter sind als starke Beziehungen zwischen engen Freunden. Den Grund für dieses Phänomen erkannte er darin, dass schwache Verbindungen oft

9 Vgl. RAAB (2010, 29–32).

10 Einen Überblick zu den frühen Arbeiten Whites geben SCHMITT, FUHSE (2015, 9–18).

11 So die Formulierung von Allan Barton, zit. nach RAAB (2010, 29).

12 Vgl. GRANOVETTER (1973, 1361), GRANOVETTER (1974).

als Brücken zwischen einander unbekanntem Akteuren fungieren und daher eine höhere Reichweite besitzen als starke Beziehungen. Während schwache Verbindungen soziale Distanzen überwinden, sind viele starke Verbindungen eher Anzeichen für homogene und geschlossene Netzwerke.¹³ Wer eine hohe Anzahl flüchtiger Kontakte pflegt, hat aus dieser Perspektive daher einen Informationsvorteil.

Erweitert wurde Granovetters Modell u. a. durch Ronald Burts Theorie struktureller Löcher.¹⁴ Burt argumentierte, dass nicht so sehr die Menge der Verbindungen, sondern die Stellung eines Akteurs im Netzwerk ausschlaggebend sei, um seine strategische Position zu bestimmen. Nimmt man an, dass jedes Netzwerk kleinere Teilgruppen aufweist, dann ergeben sich zwischen solchen Clustern zwangsläufig strukturelle Löcher, die überbrückt werden müssen.¹⁵ Personen, die eine Brückenfunktion einnehmen, indem sie mehrere Cluster miteinander verbinden, bezeichnet Burt als „Broker“. Sie sind gegenüber anderen Akteuren im Netzwerk mehrfach im Vorteil, weil sie früher Zugang zu neuen Informationen haben, alternative Handlungsmöglichkeiten besitzen und in der Lage sind, Ideen zwischen zwei oder mehr Gruppen zirkulieren zu lassen und damit steuernd Einfluss zu nehmen. Burt führt also zentrale Beobachtungen Whites und Granovetters zusammen und formuliert ein zusätzliches Kriterium für einen hohen Vernetzungsgrad und einen schnellen Informationsfluss. Wer eine strategisch möglichst günstige Position im Netzwerk einnehmen möchte, so könnte man Granovetter mit Burt reformulieren, benötigt viele Verbindungen zu Personen, die strukturelle Löcher überwinden, oder muss selbst eine solche Position einnehmen: „[B]rokers do better.“¹⁶

Auch wenn sich White und seine Weggefährten oder Nachfolger von Beginn an auch für die Sinn- und Bedeutungsstrukturen der Netzwerkbeziehungen interessierten, konzentrierten sich ihre Arbeiten zunächst vor allem auf quantitative, messbare Parameter. Sie gingen stets von geschlossenen Gesamtnetzwerken aus, die sie zur Basis ihrer Analysen machten und denen sie jeweils eine klar konturierte, relativ feste Struktur unterstellten. Erst in den 1990er Jahren wuchs ein Interesse an den Praktiken, Kulturtechniken und Semantiken, die Verbindungen stiften, stabilisieren und damit Netzwerke zuallererst konstituieren. Die Grenzen des Netzwerks wurden nicht mehr in allen Fällen im Voraus definiert, sondern mitunter als flexibel und gestaltbar begriffen. Und auch die in das Netzwerk eingebundenen Entitäten wurden nicht mehr zwangsläufig vorausgesetzt, sondern als Ergebnisse kollektiver Prozesse betrachtet. Die Fragestellung kehrte sich in gewisser Weise um: Statt Netzwerke als objektive Gegebenheiten hinzunehmen, deren Strukturen erklärt werden müssen, gab es ein zunehmendes Interesse an der Genese, Fragilität und Wandelbarkeit von Netzwerken.

Einer der programmatischen Beiträge, der – wohl nicht zuletzt wegen seines Titels – prominent für diese theoretische Neuorientierung der Netzwerkforschung steht, ist Mustafa Emirbayers *Manifesto to a Relational Sociology* aus dem Jahr 1997. Emirbayer, der seit 1991 an der New School for Social Research in New York lehrte, griff in seinem Manifest zentrale Gedanken der bisherigen Netzwerkforschung auf und spitzte sie zu: Jede Form der

13 Vgl. GRANOVETTER (1973, 1365–1371).

14 Vgl. SCHEIDEGGER (2010, 145).

15 Vgl. BURT (1992).

16 Vgl. BURT (2007, 7).

Handlungsmacht (*agency*) ist demnach nur relational zu beschreiben.¹⁷ Was als Attribut von Personen gilt, ist eigentlich das Ergebnis von Aushandlungsprozessen: Macht, Freiheit, kulturelle Werte oder Symbole sind kein Besitz und keine Eigenschaft, sondern sie werden zugeschrieben, wechselseitig verliehen und erstritten. Emirbayer kritisiert an der strukturalistisch orientierten Netzwerkforschung nicht nur, dass sie die zugeschriebenen, subjektiven Bedeutungen von Netzwerkverbindungen gegenüber deren ‚objektiver‘ Struktur vernachlässigt habe; vor allem hält er es für problematisch, stets von stabilen Gesamtnetzwerken mit definierten Grenzen auszugehen. Demgegenüber betont er die Dynamik von Netzwerken und deren Außengrenzen, die fortwährend durch Transaktionen (*transactions*) formiert werden.¹⁸ Geht man davon aus, dass Netzwerke gerade nicht mit distinkten sozialen Einheiten wie Familien, Organisationen oder Gesellschaften identisch sind, sondern diese häufig transzendieren oder quer zu ihnen liegen, dann muss die Forschung alternative Daten in den Blick nehmen.

Statt die Grenzen des Sozialen immer schon kennen zu wollen, sollte man sich aus der Perspektive einer relationalen Soziologie also vermehrt ansehen, wie solche Grenzen in kollektiven Prozessen gezogen und benannt werden. Der Soziologe Andrew Abbott, an den Emirbayers *Manifesto* anschließt, spricht in diesem Zusammenhang von „things of boundaries“:

[W]e should start with boundaries and investigate [how people create entities by linking those boundaries into units. We should not look for boundaries of things but for things of boundaries[.]

so lautet seine Forderung.¹⁹ Nicht um die Grenzen von Dingen soll es also gehen, sondern um Praktiken der Grenzziehung. Indem Grenzen behauptet, verschoben, zerstört und wieder neu aufgebaut werden, bringen sie die Dinge demnach zuallererst hervor. Zwar können sich Grenzen auch verfestigen und langfristig etablieren, doch Abbott interessiert sich in seinen Studien von allem für Formierungsphasen, in denen die Dinge noch unentschieden und in Bewegung sind. Bevor es wissenschaftliche Disziplinen, Kollektive, Institutionen oder Gruppen in ihrer festgefügt Form gibt, das zeigen Abbotts Arbeiten, sind sie häufig nichts anderes als einzelne lokale Verbindungen, provisorische Kooperationen und verstreute Organisationsformen, die sich unvorhersehbar assoziieren und nicht immer retrospektiv aus ihrer gegenwärtigen Gestalt erklärbar sind.²⁰

White, der seit 1988 an der Columbia University in New York lehrte und in engem Austausch mit Emirbayer stand, hat die Impulse für eine relationale, kulturelle Wende in der Netzwerkforschung sehr früh aufgegriffen und ist damit selbst zu einem ihrer zentralen Proponenten geworden. In seinem Hauptwerk *Identity and Control* (1998), das nur ein Jahr nach Emirbayers *Manifesto* erschien und 2008 in einer stark bearbeiteten Fassung neu aufgelegt wurde, entwirft White ein dynamisches Modell des Sozialen, das menschliche Identitäten grundsätzlich als relationale und kontextabhängige Gebilde begreift. Statt wie in seinen älteren Arbeiten *ein* Netzwerk mit gleichmäßig strukturierten Teilgruppen zu

17 EMIRBAYER (1997, 291); vgl. auch LÖWENSTEIN, EMIRBAYER (2017).

18 EMIRBAYER (1997, 287).

19 ABBOT (1995, 857).

20 Vgl. dazu etwa auch ABBOTT (1988), ABBOTT (1999).

untersuchen, vertritt White in seinen jüngeren Arbeiten die These, dass jeder Mensch sich parallel in mehreren Netzwerken – sogenannten *netdoms* – bewegt.²¹

Dem Konzept der „*netdoms*“ liegt implizit eine Anthropologie zugrunde, die für die Vertreter relationaler Sozialtheorien generell charakteristisch ist: Das Soziale wird als konfliktanfälliger Raum konzipiert. Weil jeder Akteur in mehr als nur ein Netzwerk eingebunden ist, muss zwischen divergierenden Erwartungen und Anforderungen vermittelt werden. Dadurch besteht eine beständige latente Gefahr des Dissenses und der Auseinandersetzung. Dass soziale Begegnungen dennoch tagtäglich reibungslos funktionieren können, führt White auf die Leistung von individuellen Selbstbeschreibungen und kollektiven Erzählungen zurück.²² Sie dienen dazu, Widersprüche oder Konflikte zu glätten und machen es möglich, auf veränderte Situationen flexibel zu reagieren.²³ Durch Geschichten (*stories*) können die Teilnehmer eines Netzwerks ihr Verhalten sich selbst und anderen plausibel machen, und zwar auch und gerade dann, wenn ihre Handlungen nicht immer konsistent sind. Neben die Frage nach der objektiven Beschaffenheit von sozialen Verbindungen – etwa ihrer Häufigkeit, Intensität, Dauer oder räumlichen Entfernung – tritt also in den jüngeren Arbeiten Whites verstärkt die nach ihrer kommunikativ vermittelten Bedeutung.

Die kulturelle Wende der Netzwerkforschung legt nahe, Netzwerke unter einem doppelten Gesichtspunkt zu beobachten. Einerseits können ihre quantifizierbaren und strukturellen Dimensionen erschlossen werden: die Anzahl der Verbindungen zwischen den Akteuren, die Häufigkeit, Dauer und Reziprozität ihres Kontakts, die strategischen Positionen einzelner Personen im Netzwerk und die Formierung von Teilgruppen. Andererseits beinhaltet aber auch die qualitative Dimension dieser Verbindungen wichtige Informationen: Wie passen Akteure oder Gruppen ihre Selbstbeschreibungen an veränderte relationale Gefüge an und wie werden Relationen durch Narrative gestaltet und verändert? Welche Semantiken und Praktiken gehen jeweils mit ‚starken‘ oder ‚schwachen‘ Verbindungen im Sinne Granovettters einher? Wie stabil sind solche Verbindungen im zeitlichen Verlauf und wie werden sie restabilisiert?

Für literaturhistorische Untersuchungen erscheint es besonders fruchtbar, quantitative und qualitative Aspekte zu verbinden. Die Frage wäre dann nicht nur, wie Autoren literarische Texte in etablierte publizistische Netzwerke einspeisen, wie häufig sie welche Personen kontaktieren und ob flüchtige und langfristige Beziehungen für sie besonders hilfreich sind, sondern auch, wie diese Verbindungen beschrieben, aufgerufen und gepflegt werden. Dies könnte auch dazu beitragen, ihre Leistungen differenzierter zu beschreiben. Wendet man sich im Anschluss an die Vertreter der relationalen Soziologie verstärkt der Dynamik von Netzwerken zu und geht man davon aus, dass stabile Verbindungen und Konsens unwahrscheinliche Ereignisse sind, dann rücken die Vermittlungsleistungen in den Blick, die nötig sind, um literarische Akteure zu vernetzen, um Autoren als individuelle Urheber von Werken in Erscheinung treten lassen und Texte zu werkförmigen Gebilden zu machen.

21 WHITE (2008, 6).

22 Mit Niklas Luhmann ließe sich diese Fähigkeit zur Flexibilität auch als Systemkompetenz beschreiben. Eine Verbindung der Systemtheorie mit dem mesosozialen Ansatz Whites, bei dem der Vorgang des Switchings zwischen Netzwerken relativ vage bleibt, leistet FUHSE (2009, 291).

23 Vgl. WHITE, FUHSE, THIEMANN, BUCHHOLZ (2007).

III. Relationale Ansätze in der Literaturwissenschaft: Anwendungsfelder und Beispiele. Im Zuge der kulturellen Wende der Netzwerkforschung wurden die älteren strukturellen und quantitativen Analysen sowie die aus ihnen abgeleiteten Thesen kritisch hinterfragt. Dies betrifft auch Granovetters Modell der starken und schwachen Verbindungen, das inzwischen in einer Vielzahl von Arbeiten überprüft und ergänzt wurde.²⁴ Dabei wurde einerseits versucht, Stärke und Schwäche als Merkmale von Beziehungen weiter auszdifferenzieren und den jeweiligen kontextuellen Rahmen stärker zu berücksichtigen. So konnte in einer Reihe von Studien gezeigt werden, dass es Netzwerke gibt, in denen sich gerade affektiv aufgeladene, starke Beziehungen als besonders effizient und bedeutsam erweisen. Dies gilt z. B. für lobbyistische Netzwerke, in denen es einen kollektiven Bedarf nach Informationen gibt.²⁵ Da hier alle Akteure eines Netzwerks mit allen anderen Akteuren in unmittelbarer Konkurrenz stehen, sind Beziehungen mit freundschaftlichem Charakter bloß flüchtigen Bekanntschaften offenbar tendenziell in ihren Leistungen überlegen.

Ähnliches wurde für naturwissenschaftliche Netzwerke in der Gegenwart gezeigt, in denen starke Beziehungen wichtige Überbrückungs- und Stabilisierungsfunktionen innehaben und dadurch zur Verbreitung und Kanonisierung von Wissensbeständen beitragen. Wenn diese starken Beziehungen wegfallen, drohen die Netzwerke zu zerfallen.²⁶ Vorsichtig verallgemeinernd lässt sich für moderne Netzwerke also Folgendes festhalten: In Situationen, in denen ein hohes Maß an Solidarität und Loyalität gefragt ist, scheinen starke Verbindungen allgemein von Vorteil zu sein. Schwache Verbindungen hingegen erweisen sich als besonders nützlich, wenn es um die kurzfristige Diffusion von Innovationen und Informationen geht.²⁷ Diese feinen Unterschiede machen es gerade für historische Analysen notwendig, den jeweiligen Netzwerktyp genau zu beschreiben, um auf diese Weise feststellen zu können, welche Funktionen unterschiedliche Beziehungstypen darin jeweils einnehmen. Für die Literaturwissenschaft würde dies z. B. bedeuten, dass sich die Bedeutungen starker und schwacher Verbindungen für einen Autor unterscheiden können, je nachdem ob er sich in einem höfischen Umfeld oder im literarischen Markt bewegt, ob er sich im Bereich der Hoch- oder der Unterhaltungsliteratur zu platzieren versucht, ob er regional, national oder international orientiert ist usw.

Jenseits solcher kontextuellen Differenzierungen kann man aber auch generell infragestellen, ob Granovetters Unterteilung in ‚Stärke‘ und ‚Schwäche‘ ausreicht, um das Leistungsspektrum und die qualitativen Dimensionen von sozialen Verbindungen angemessen zu charakterisieren. Wie würde man etwa eine Beziehung kategorisieren, die zwar von den Beteiligten als äußerst intensiv und emotional aufgeladen dargestellt wird, aber in ihren quantitativen Dimensionen eher schwach ausgeprägt ist? Wie ist es zu bewerten, wenn die Anzahl solcher Beziehungen ein ungewöhnlich, ja ein verdächtig hohes Maß annimmt? Derartige Phänomene sind in empfindsamen Korrespondenznetzwerken des 18. Jahrhunderts gängig. Für viele Autoren ist es in diesem Zeitraum völlig selbstverständlich, mit

24 Einen Überblick zu der Weiterentwicklung und Kritik an Granovetters Modell bietet AVENARIUS (2010).

25 Vgl. CARPENTER, ESTERLING, LAZER (2003, 411).

26 Ausgewertet wurden dabei Koautorschaften, die in einem Zeitraum von etwa 20 Jahren in dem wissenschaftlichen Dokumentenserver arXiv sowie in der Zeitschrift *Physical Review* erschienen sind. Vgl. PAN, SARAMÄKI (2012).

27 Vgl. NELSON (1989, 380).

einer hohen Zahl an Briefpartnern, die keineswegs allesamt enge Freunde und zum Teil nicht einmal persönlich bekannt sein müssen, einen zärtlichen oder sogar intimen Ton zu pflegen. Die Semantiken der Freundschaft und der Liebe sind hier keineswegs Indizien für eine hohe Exklusivitätsschwelle.²⁸

Die Mitglieder des Göttinger Hains, die im kleinen Göttingen nur wenige Gleichgesinnte fanden, bemühten sich etwa zu Beginn der 1770er Jahre intensiv darum, ihr freundschaftliches Netzwerk zu vergrößern. Dabei schrieben sie Personen an, die sie zum Teil nur über Dritte kannten und denen sie gleichwohl unmittelbar ihre Freundschaft erklärten. Sie wandten sich an Freunde von Freunden oder Personen, von denen sie glaubten, dass sie gut in die Gruppe passten oder von denen sie sich künftig Empfehlungen oder Publikationschancen erhofften. Sie teilten ihnen häufig bereits im ersten Brief ihre Liebe und Zuneigung mit und schlugen vor, ein ewiges Bündnis zu schließen.²⁹ Aufgrund der in den Briefen vermittelten emotionalen Intensität müssten diese Beziehungen im Anschluss an Granovetter als stark bezeichnet werden, die teilweise niedrige Frequenz der Kommunikation wiederum würde eher auf schwache Verbindungen hindeuten. Es ist daher höchst fraglich, ob das Begriffspaar sich eignet, um ihrem Charakter gerecht zu werden. Den Zeitgenossen jedenfalls war angesichts der Inflation empfindsamer Gefühlsbekundungen durchaus bewusst, dass damit gerade keine tiefe emotionale Verbundenheit einhergehen musste.

Wie King-To Yeung im Anschluss an Granovetter gezeigt hat, stehen Semantik und Struktur eines Netzwerks in einem komplexen Wechselverhältnis.³⁰ Auch wenn von Liebe, Freundschaft, Affekten die Rede ist, muss dies nicht immer heißen, dass es sich um langfristige, enge und stabile Beziehungen handelt. Yeung hat dies am Beispiel amerikanischer Kommunen der 1970er Jahre gezeigt: Erstaunlicherweise waren Kommunen, deren Mitglieder eine besonders hohe Zahl an „loving relationships“ aufwiesen, in denen also beinahe jeder jeden liebte, sehr viel instabiler als Kommunen, die solche Beziehungen nur in geringer Zahl hatten.³¹ Offenbar kam es durch die Allgegenwärtigkeit wechselseitiger Liebe zu einer semantischen Entleerung des Begriffs. Was Liebe heißt und ob sich eine Liebeserklärung als Garant für die Dauerhaftigkeit einer Beziehung erweist, ist also stark vom jeweiligen Netzwerktyp abhängig. Im Fall des Göttinger Hains waren die rasch angebahnten Freundschaften zu Unbekannten ebenfalls eher von begrenzter Dauer. Der Versuch, starke und reziproke Verbindungen mit relativ vielen Personen gleichzeitig einzugehen, scheint hier eher das Auseinanderbrechen der Gruppe befördert zu haben.

Auch für die Gegenwart ließen sich Beispiele anführen, bei denen Stärke und Schwäche als alleinige Kriterien zur Beschreibung einer Verbindung unbefriedigend erscheinen. Ein Grund dafür sind neue Medien, die über digitale Kanäle die Intimisierung der Autor-Leser-Kommunikation stimulieren. Gerade Schriftsteller, die auf Leseportalen und in sozialen Medien aktiv sind, geben sich häufig nahbar und teilen ihrem Publikum nicht selten Persönliches mit. Sie gewähren Einblicke in ihre Recherche, in private Erlebnisse, die sie zu einem Text inspiriert haben, oder sprechen über ihre Hobbies und Lieblingsrezepte. Sie setzen also auf einen unmittelbaren, freundschaftlichen Kontakt zum Publikum. Die Voraussetzung

28 Vgl. WEGMANN (1988, 79).

29 Vgl. THOMALLA (2018, 101–121).

30 Vgl. YEUNG (2005).

31 YEUNG (2005, 399).

für diesen persönlichen Ton muss nicht notwendig eine regelmäßige, intime Verbindung sein. Besonders häufig sind solche intimisierten Publikumsbeziehungen bei Autoren zu finden, die sich – mit Bourdieu gesprochen – mindestens implizit in kontrastiver Relation zum autonomen Pol des literarischen Feldes positionieren.³²

Ein prominentes Beispiel dafür ist Sebastian Fitzek. Seine Psychothriller verkaufen sich millionenfach und wurden in mehr als 20 Sprachen übersetzt. Fitzek pflegt per E-Mail und über soziale Medien intensiv den Kontakt mit den Lesern. Berühmt geworden ist die Danksagung in seinem ersten Roman *Die Therapie*, in der sich der Autor seinen Lesern nähert:

Zunächst – und das ist keine Floskel – bedanke ich mich bei Ihnen. Fürs Lesen. Sie und ich, wir haben etwas gemeinsam. Denn Schreiben und Lesen sind einsame und dadurch intime Tätigkeiten. Sie haben mir das kostbarste Geschenk gemacht, das Sie besitzen: Ihre Lebenszeit. Sogar sehr viel Zeit, wenn Sie sich jetzt auch noch durch den Nachspann kämpfen. Wenn Sie Lust haben, können Sie mir gern Ihre Meinung zum Buch schreiben.

Besuchen Sie mich doch einfach im Internet unter:

www.sebastianfitzek.de.

Oder schreiben Sie mir gleich eine Mail an:

fitzen@sebastianfitzek.de.³³

Mehr als 40.000 Mails soll Fitzek von seinen Lesern erhalten und beantwortet haben. Die Kommentare zur Interaktion in Signierstunden signalisieren, dass die Leser als „Fans“ eine emotionale Bindung zum Autor aufbauen.³⁴ Wenn Fitzek jedoch eine Buchpremiere im Berliner Tempodrom mit 4.000 Zuschauern feiert, kann diese Intimitätsvision nicht auf vielen Kontakten beruhen.

Bemerkenswert ist darüber hinaus, dass Fitzek mit Agent, Chauffeur, Managerin, PR-Frau und einer Merchandisingsparte wie ein Unternehmer agiert und diese geschäftliche Seite seiner Autorschaft offen ausstellt, also offenbar keinen Konflikt zwischen einer Relation sieht, die auf intimer Anteilnahme beruht, und jenen Beziehungen, die strategisch angelegt sind. Im zweiten Teil seiner Danksagung lenkt er die Aufmerksamkeit nach der Lesersprache umstandslos auf den Literaturbetrieb und präsentiert sich als Effekt von Netzwerken: „Schließlich ist es mir ein dringendes Bedürfnis, den Menschen zu danken, die mich ‚erschaffen‘ haben [...]“. Bedacht werden der Literaturagent, die Verlagslektoren, ein befreundeter Autor und dessen Frau, die Verbesserungsvorschläge für das Verfertigen eines Bestsellers unterbreitet hatten, sowie einige Familienmitglieder. Könnte man hier noch starke Bindungen im Sinne Granovettters unterstellen, mündet die Danksagung in die Referenz an eine anonyme Gruppe von Akteuren. Sie werden von Fitzek in das Spiel mit intimen Beziehungen einbezogen, indem er den Kreis zur Leseranrede wieder schließt:

Schließlich danke ich so vielen Menschen, die ich gar nicht kenne, ohne die das Buch aber gar nicht körperlich existieren würde. Denjenigen, die das wunderbare Cover gestalteten, das Werk druckten, zu den Buchhändlern auslieferten und es in das Regal stellten, damit Sie es dann erwerben konnten.

32 Dies gilt etwa für erfolgreiche Unterhaltungsschriftstellerinnen wie Susanne Fröhlich. Vgl. dazu MARTUS (2012, 266f.).

33 FITZEK (2006, 334).

34 ADJORAN (2016).

Auch wenn man es hier vorwiegend mit Selbstbeschreibungen zu tun hat, die stark deutungsbedürftig sind: Wie lassen sich die angezeigten Verbindungen angemessen klassifizieren?

Durch die Historisierung von Granovetters Modell lässt sich ein differenzierter Einblick in die Semantik von Netzwerken gewinnen. Generell könnte die Auffassung der relationalen Soziologie, dass harmonische und dauerhafte Verbindungen in Netzwerken eine beachtliche Herausforderung und Koordinationsleistung für die Akteure bedeuten, aufschlussreiche Perspektivwechsel ermöglichen. Ein naheliegendes Untersuchungsfeld sind in diesem Kontext autorschaftliche Korrespondenznetzwerke. Briefe und andere Formen gerichteter Kommunikation werden immer noch häufig als Belege für die Meinungen eines Autors angeführt, mit denen sich ggf. auch Werkdeutungen stützen lassen – gerade jenseits des rhetorischen Zeitalters und der Epoche der Briefsteller wird der spezifische Adressatenbezug solcher Dokumente nicht selten vernachlässigt. Geht man hingegen davon aus, dass sich alle Akteure parallel in unterschiedlichen Netzwerken bewegen und dadurch auf sehr unterschiedliche Anforderungen reagieren müssen, dann müssten auch die Äußerungen eines Autors im relationalen Gefüge betrachtet werden. Jede Korrespondenz wäre dann als Mitteilung an einen spezifischen Adressaten ernstzunehmen. Ein gesammeltes Briefwerk wiederum ließe sich daraufhin beobachten, wie die unterschiedlichen Selbstentwürfe jeweils mit einer übergreifenden Schriftsteller-Persona in Einklang gebracht werden.

Autoren in ihrem Netzwerk zu verorten, heißt also nicht notwendig, sie für weniger relevant oder souverän zu halten, sondern es heißt zunächst nur, sie in Relation zu betrachten und die Effekte dieser Relationen auf ihre Tätigkeiten zu untersuchen. Die Beziehungen, in die Autoren, ihre Herausgeber, Verleger oder Übersetzer eingebunden sind, kommen in ihren Werken zum Ausdruck. Ändert sich das Netzwerk, so macht sich dies bemerkbar, z. B. in unterschiedlichen Publikationsformaten oder Neuauflagen. Solche im Wandel befindlichen Netzwerkkonstellationen untersucht UWE MAXIMILIAN KORN im vorliegenden Themenheft anhand unterschiedlicher Ausgaben von Albrecht von Hallers *Versuch Schweizerischer Gedichte*, die vom Autor mehrfach überarbeitet und neu aufgelegt wurden. Obwohl die Auflagen stark aufeinander bezogen bleiben und als Teile eines Werks wahrgenommen werden, kann Korn zeigen, dass sich das von Auflage zu Auflage wachsende Netzwerk Hallers aus Freunden, Verlegern, Druckern und Kritikern in der Gestaltung und Konzeption der einzelnen Bände nachhaltig bemerkbar macht. Für die von White formulierte Fragestellung, wie die Erwartungen unterschiedlicher Netzwerke mit dem übergreifenden identitären Selbstentwurf eines Akteurs in Einklang gebracht werden, bilden solche Bearbeitungen und deren Rezeption einen paradigmatischen Untersuchungsgegenstand. Haller jedenfalls gelingt es, gleichermaßen flexibel auf veränderte Netzwerkbedingungen zu reagieren und das Bild eines geschlossenen, einheitlichen Opus zu vermitteln.

Neben der Analyse einzelner Werke und deren unterschiedlicher Auflagen oder Publikationsformate erscheint ein relationaler Ansatz besonders gut geeignet, um die Vernetzung diverser, in zeitlicher Nähe erschienener, aber nicht unbedingt auf den ersten Blick miteinander verbundener Texte zu erhellen. So sind Einzelpublikationen im 18. Jahrhundert häufig in regionale Medienverbände eingebunden, durch die sich ihre strategische Stoßrichtung erklären lässt.³⁵ Aus dem Kontext gelöst, bleiben die subtilen wechselseitigen Anspielun-

35 Vgl. HILDEBRANDT, KURBUHN, MARTUS (2016, 20).

gen, die antagonistischen und affirmativen Verweisstrukturen zwischen solchen Texten im Dunkeln. Eine von relationalen Ansätzen inspirierte Literaturwissenschaft würde deshalb Einzelstudien zu herausragenden Werken zugunsten von Querschnitten und Parallelanalysen innerhalb eines publizistischen Netzwerks zurückstellen. Was gewöhnlich nur als singuläre Leistung und Idee eines Autors betrachtet wird, erweist sich auf diese Weise als Teil eines kollektiven Zusammenhangs.

Besonders naheliegend und am besten erprobt ist der netzwerktheoretische Ansatz allerdings im Bereich der Erforschung von genuinen Kollektivprojekten wie Anthologien, Kopublikationen oder Zeitschriftenprojekten. Mit solchen Publikationsformen befasst sich auch der Beitrag von TOBIAS WINNERLING. Am Beispiel einer Satire, die im Kontext der ‚Querelle des Anciens et des Modernes‘ in drei gelehrten Journalen beinahe zeitgleich publiziert, übersetzt und kommentiert wurde, legt er exemplarisch dar, wie die Zeitschriften miteinander verflochten waren und wie sie aufeinander reagierten. Der Fluchtpunkt der Argumentation liegt in dem Befund, dass die gelehrten Journale aufgrund ihrer vielfältigen Bezugnahmen kaum getrennt voneinander betrachtet werden können.

IV. Netzwerke und ihre Objekte. Nimmt man die Kollektive in den Blick, die direkt oder indirekt zur Publikation eines Textes beitragen, liegt auch die Frage nahe, was diese Akteure überhaupt dazu bringt, zu kooperieren. Folgt man White, dann ist die erfolgreiche und dauerhafte Verbindung von Akteuren aus unterschiedlichen Netzwerkkontexten ein unwahrscheinliches Ereignis. White hebt bei der Erklärung solcher Kooperationen primär auf die Plausibilisierungsleistung von Erzählungen ab. Es könnte aber auch sinnvoll sein, die Medien, Objekte und Praktiken mit einzubeziehen, die Beziehungen stiften und Akteure miteinander vernetzen. Eine solche medientheoretische Erweiterung der relationalen Soziologie kann durch die Arbeiten aus dem Bereich der Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT) geleistet werden. Obwohl die soziologische Netzwerkforschung bemüht ist, sich von der ANT dezidiert abzugrenzen,³⁶ erscheint die Verbindung beider Theorieschulen schon deshalb sinnvoll, weil sie eine zentrale Annahme teilen: Auch aus der Perspektive der ANT ist das Soziale relational.

Insbesondere Bruno Latour hat immer wieder dazu aufgefordert, das Soziale nicht als eine selbstverständliche und substanziale Gegebenheit zu betrachten, sondern stattdessen die „Verbindungen nachzuzeichnen“, die Akteure zuallererst und immer wieder aufs Neue zu Kollektiven zusammenführen.³⁷ Gegenüber voraussetzungsreichen und subsumierenden Kollektivsingularen wie Klasse, Schicht, Bürgertum oder Gesellschaft meldet Latour erhebliche Vorbehalte an. Und ganz ähnlich wie White geht auch Latour davon aus, dass der Bereich des Sozialen nicht durch Homogenität und Harmonie, sondern durch Heterogenität und Widerständigkeit geprägt ist. Um zu verstehen, wie die „viele[n] widersprüchliche[n] Gruppenbildungen“ unterschiedlicher Akteure immer wieder neu zustande kommen, muss man deshalb die Wege und Praktiken des Assoziierens nachvollziehen.³⁸

36 Vgl. dazu beispielhaft PEUKER (2010, 325).

37 LATOUR (2010, 10).

38 LATOUR (2010, 53).

Eine wesentliche Differenz der ANT zur relationalen Soziologie besteht allerdings darin, dass in den Arbeiten Latours, Michel Callons oder John Laws auch nicht-menschliche Akteure Teil des Netzwerks sind. Die ANT geht davon aus, dass Dinge eine Handlungsmacht (*agency*) haben, dass sie also an Prozessen der Vernetzung mitwirken und auf Art und Qualität sozialer Begegnungen Einfluss nehmen. So kann es z. B. einen Unterschied machen, ob man einen Raum über eine Glas-, eine Holz- oder eine Drehtüre betritt, ob die Teilnehmer einer Konferenz an einem runden Tisch oder in hintereinander angeordneten Reihen sitzen, ob man in einem Großraumbüro oder in Einzelbüros arbeitet, ob man Texte mit einem Bleistift oder einer Schreibmaschine verfasst. Dass auch Texte durch die jeweilige Schreibumgebung und das Schreibwerkzeug geprägt werden können, macht LORE KNAPP deutlich, die in ihrem Beitrag – ausgehend von den Grundideen der ANT – ein heuristisches Modell für die Untersuchung von Schreibprozessen vorstellt. Wie Knapp argumentiert, wirken Dinge, Räume und Medien an der Gestaltung des Sozialen mit, indem ihnen Handlungsaufforderungen und Gebrauchsformen eingeschrieben sind.³⁹ Sie werden daher von der ANT nicht als Werkzeuge oder passive Gegenstände, sondern als interagierende Dinge betrachtet, die sogar moralische Instruktionen geben können.⁴⁰

Fasst man den Netzwerkbegriff in diesem erweiterten Sinne auf, dann müssen literaturwissenschaftliche Analysen auch nach den materiellen und infrastrukturellen Elementen fragen, mit denen Werke in Relation stehen. In diesem Sinne fragt NATALIE BINCZEK nach den medialen Voraussetzungen, die bei der Entstehung und Performanz einer Poetikvorlesung beteiligt sind. Am Beispiel von Marcel Beyers Frankfurter Poetikvorlesung führt sie exemplarisch vor, wie der Netzwerkbegriff und die Figur des Mittlers auf literarische Texte übertragen werden und eine soziologische Kontextualisierung ermöglichen können.

Im Bereich der relationalen Soziologie bilden solche medialen Infrastrukturen oder Objekte eine Art blinden Fleck – sie spielen in den theoretischen Konzepten so gut wie keine Rolle. Selbst wenn man den Vertretern der ANT nicht so weit folgen möchte, dass man von einer völligen Gleichberechtigung menschlicher und nichtmenschlicher Akteure ausgeht, erscheint die Frage nach der Assoziationsleistung von Dingen aus literaturwissenschaftlicher Perspektive als eine notwendige Ergänzung zu den Überlegungen Whites, Emirbayers oder Abbotts. Netzwerke formieren sich nicht nur durch Interaktionen, Handlungen und Geschichten, sondern auch durch die Objekte, die zwischen den Akteuren zirkulieren und von ihnen gestaltet werden. Bücher, Briefe, geteilte Räume oder Bilder tragen dazu bei, dass heterogene Gruppen sich zu Kollektiven assoziieren oder dass Kooperationen zwischen uneinigigen Parteien möglich werden.

Wie solche Verbindungen von Akteuren mit unterschiedlichen Interessen durch die Vermittlung von Objekten zustande kommen, haben die amerikanischen Sozialtheoretiker Susan Leigh Star und James R. Griesemer untersucht. Star und Griesemer schließen an Forschungen aus dem Bereich der ANT an, interessieren sich aber weniger für die Frage, wie Netzwerke durch Übertragungs- und Übersetzungsketten im zeitlichen Verlauf gebildet werden, sondern dafür, wie die Handlungen heterogener Akteure parallel und zeitgleich koordiniert werden. Ausgangspunkt ist dabei die Beobachtung, dass in der Wissenschaft

39 Vgl. BELLIGER, KRIEGER (2005, 15).

40 Vgl. LATOUR (1996, 31).

häufig Kooperationen zwischen Personen und Institutionen stattfinden, die keine gemeinsamen Ziele oder Absichten teilen. Wie kann die Zusammenarbeit zwischen diesen Gruppen dennoch gelingen? Eine wichtige Rolle, so die Vermutung, spielen Gegenstände, die die Handlungen der Akteure koordinieren, ohne dass ihre individuellen Interessen dadurch gefährdet sind. Diese Gegenstände nennen Star und Griesemer „Grenzobjekte“ (*Boundary Objects*). In wissenschaftlichen Projekten können darunter z.B. Karten und Formulare, aber auch Räume wie Bibliotheken oder Museen fallen. Grenzobjekte sind

schwach strukturiert in der gemeinsamen Verwendung und werden stark strukturiert in der individuellen Verwendung. Diese Objekte können abstrakt oder konkret sein. Sie haben verschiedene Bedeutungen in unterschiedlichen sozialen Welten, aber ihre Struktur ist für mehr als eine Welt gemeinsam genug, damit sie als Mittel der Übersetzung erkennbar sind.⁴¹

Auch wenn Materialität keine notwendige Bedingung für ein Grenzobjekt ist,⁴² handelt es sich nicht selten um materielle Objekte, die Assoziationen befördern. Im Bereich der Literatur lassen sich z.B. literarische Handschriften als Grenzobjekte beschreiben. Wie sich an der Geschichte moderner Handschriftlichkeit nachvollziehen lässt, sind literarische Handschriften Medien der Übersetzung zwischen heterogenen sozialen Bereichen gewesen.⁴³ Für die Verwendungszusammenhänge von Akteuren in spezifischen Sozialbereichen sind die Handschriften „stark strukturiert“: Für literarische Autoren sind Handschriften das Medium ihrer kreativen Aktivität, für ihre Freunde und Besucher sind sie etwa Zeichen der Zuneigung und Verbindlichkeit sowie materielle ‚Andenken‘ an eine persönliche Begegnung.

Die Nachkommen der Autoren sehen sich dagegen mit der Frage konfrontiert, wie die Papiere postum geordnet und gesichert werden sollen. Antiquare verstehen die Handschriften als seltene kulturelle Güter, die einem an Autographen eminenter Autoren interessierten Käuferkreis feilgeboten werden. Die privaten Sammler von Autographen beobachten die Handschrift als Element in einem Sammlungsprojekt und bemühen sich gezielt um die Vervollständigung der ‚Lücken‘ einer Sammlung. Öffentliche Archivare wiederum bewahren Handschriften im Dienst eines übergreifenden Überlieferungswillens für spätere Verwendungsweisen, die sie selbst im Einzelnen noch nicht zu antizipieren vermögen. Die Philologen verwenden Handschriften schließlich als Quellen der Rekonstruktion des Lebens eines Autors (z.B. Briefhandschriften) oder als textuelle Restbestände, die einer Rekonstruktion von Prozessen der Werkgenese dienen können (z.B. Entwurfsfassungen). Verleger nutzen sie, um Werkausgaben mit Abbildungen von Autographen anzureichern oder das Werk eines Autors postum um ganz ‚neue‘ und bislang unbekannte Texte zu erweitern; Kuratoren von Literaturmuseen stellen Handschriften als ‚Flachware‘ für den flanierenden Museumsbesucher aus.

Für all diese Akteure steht die Handschrift in einem bestimmten Verwendungszusammenhang, der dem Objekt ‚Handschrift‘ seine mehr oder weniger ‚feste‘ Struktur gibt. In der gemeinsamen und übergreifenden Verwendung der Handschrift durch diese Akteursgruppen in ihren heterogenen sozialen Bereichen ist das Objekt ‚Handschrift‘ aber

41 STAR, GRIESEMER (2017, 87).

42 STAR (2017, 214f.).

43 Vgl. dazu BENNE, SPOERHASE (2018).

relativ ‚schwach‘ strukturiert. Äußerst ‚schwach‘ strukturiert ist dieser Zusammenhang etwa noch um 1800: So konnten Schiller-Handschriften kurz nach seinem Ableben von den Nachkommen problemlos zerschnitten und schnipselweise an interessierte Besucher der Familie Schiller verteilt werden. Diese etablierte Praxis, postume Handschriften zu manuskriptförmigen Schnipseln für Andenkensammler zu fragmentieren, lässt sich nicht ohne weiteres in Einklang bringen mit einem philologisch-archivarischen Interesse an der Erhaltung der Vollständigkeit und Unversehrtheit der gesamten handschriftlichen Überlieferung eines Autors.⁴⁴ Auch heute beobachten keineswegs alle der genannten, in der einen oder anderen Weise an Handschriften interessierten Akteure die einzelne Handschrift als Element einer übergreifenden Sammlungseinheit namens „Nachlass“.⁴⁵

Die Gebrauchsinteressen, Aufmerksamkeitsregime, Wertordnungen, Erlebnisformen und Intentionen, die die Akteursgruppen jeweils haben, können also sehr divers sein. Entscheidend ist aber, dass diese Intentionen und Absichten nicht geteilt werden müssen, damit die Objekte heterogene gesellschaftliche Bereiche erfolgreich miteinander verbinden können. Es bedarf also gerade nicht notwendig eines gemeinsamen Konzepts etwa der Handschrift, über das alle Beteiligten einen begrifflichen Konsens erzielt hätten, damit der Gegenstand ein wirksames Vermittlungsglied zwischen den Beteiligten sein kann. Diese vermittelnden und verbindenden Effekte von Grenzobjekten erläutert HARUN MAYE, der in seinem Beitrag danach fragt, wie das Konzept von Star und Griesemer literaturwissenschaftlich fruchtbar gemacht werden kann. Sein Vorschlag lautet, dass Grenzobjekte eine Neubeschreibung von Institutionen und Organisationen wie Buchhandlungen, Bibliotheken, Lesegesellschaften, Literaturhäusern und Salons, aber auch von editorischen Großprojekten wie Gesamtausgaben, Werkausgaben, historisch-kritischen Ausgaben und Zeitschriften leisten könnten. Am Beispiel der Lesegesellschaft des 18. Jahrhunderts zeigt Maye, dass die idealistische Bestimmung dieser Institution als Einrichtung der Aufklärung und Katalysator bürgerlicher Emanzipation, wie sie in der sozialgeschichtlichen Forschung oft vorgenommen wurde, zu kurz greift. Denn der Erfolg von Lesegesellschaften besteht auch darin, dass sie ganz unterschiedliche Personengruppen und deren Verlangen nach Bildung, Unterhaltung, ökonomischem Profit oder Geselligkeit verbinden, ohne dass vorab Konsens vorausgesetzt werden muss.

Relationale Ansätze, das macht auch dieses Beispiel deutlich, versuchen also, den retrospektiven Blick auf gewachsene und scheinbar homogene soziale Formationen, Gruppen und Institutionen umzukehren und stattdessen nach den Operationen und Koordinationsleistungen zu fragen, die diese Gebilde hervorgebracht haben. Das Soziale wird nicht als Raum der Einigkeit und Stabilität gedacht, sondern als Ort mit heterogenen Elementen und Akteuren, deren Verbindung und Zusammenarbeit bemerkenswerte – aber gleichwohl alltägliche – Koordinationsleistungen erfordert. Entitäten wie Personen werden weniger unter dem Gesichtspunkt stabiler Attribute, Eigenschaften oder Persönlichkeitsmerkmale betrachtet, sondern als Teile relationaler Verbindungen, die an der Formierung ihres Selbstverständnisses und ihrer Einstellungen beständig mitwirken. Für die Literaturwissenschaften ist dieses Theorieangebot als Anregung zu verstehen, das die Chance bietet, bestimmte Selbstverständlichkeiten und etablierte literaturhistorische Narrative zu hinterfragen.

44 Vgl. dazu SINA, SPOERHASE (2013).

45 Vgl. dazu SPOERHASE (2017).

Literaturverzeichnis

- ABBOTT, Andrew (1988): *The system of professions. An essay on the division of expert labor*, Chicago.
 – (1995, 857–882): *Things of Boundaries*. In: *Social Research*, 62. Jg., H. 4.
 – (1999): *Department and discipline: Chicago sociology at one hundred*, Chicago.
- ADJORÁN, Johanna (2006, 3): *Weißte Bescheid. Autoren, Literaturagenten, Verlage verzweifeln chronisch an dieser Frage: Wie schreibt man einen Bestseller? Der Berliner Sebastian Fitzek, Verfasser von Psychothrillern, hat die Antwort*. In: *Süddeutsche Zeitung* v. 26.10.2016, Nr. 248.
- AVENARIUS, Christine B. (2010, 99–111): *Starke und schwache Beziehungen*. In: C. Stegbauer, R. Häußling (Hrsg.): *Handbuch Netzwerkforschung*, Wiesbaden.
- BAILLOT, Anne (2011, Hrsg.): *Netzwerke des Wissens: Das intellektuelle Berlin um 1800*, Berlin.
- BELLIGER, Andréa, David J. KRIEGER (2006, 13–50): *Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie*. In: A. B., D. J. K.: *ANTHology. Ein einführendes Handbuch zur Akteur-Netzwerk-Theorie*, Bielefeld.
- BENNE, Christian, Carlos SPOERHASE (2018, 135–143): *Manuskript und Dichterhandschrift*. In: S. Scholz, U. Vedder (Hrsg.): *Handbuch Literatur & Materielle Kultur*, Berlin, Boston.
- BERNHARD, Thomas, Siegfried UNSELD (2011): *Der Briefwechsel*, hrsg. v. Raimund Fellinger, Martin Huber, Julia Ketterer, Frankfurt a. M.
- BINCZEK, Natalie, Georg STANITZEK (Hrsg.) (2010): *Strong Ties/Weak Ties. Freundschaftssemantik und Netzwerktheorie*, Heidelberg.
- BURT, Ronald (1992): *Structural Holes. The Social Structure of Competition*, Boston.
 – (2007): *Brokerage and Closure. An Introduction to Social Capital*, Oxford.
- CARPENTER, Daniel, Kevin ESTERLING, David LAZER (2003, 411–440): *The Strength of Strong Ties. A model of contact-making in policy networks*. In: *Rationality and Society*, 15. Jg., H. 4.
- EMIRBAYER, Mustafa (1997, 281–317): *Manifesto to a Relational Sociology*. In: *American Journal for Sociology*, 103. Jg., H. 2.
- Erickson, Bonnie (1996, 217–251): *Culture, Class and Connections*. In: *American Journal of Sociology*, 102. Jg., H. 1.
- FISCHER, Hannes, Erika THOMALLA (2016, 110–117): *Literaturwissenschaftliche Netzwerkforschung zum 18. Jahrhundert (Forschungsbericht)*. In: *ZfGerm NF XXVI*, H. 1.
- FISCHER, Hannes, Daniel ZIMMER (2018, 137–140): *Werke im Netzwerk. Relationale Autorschaft im 18. Jahrhundert (Konferenzbericht)*. In: *ZfGerm NF XXVIII*, H. 1.
- FITZEK, Sebastian (2006): *Die Therapie. Psychothriller*, München.
- FUHSE, Jan (2009, 288–316): *Die kommunikative Konstruktion von Akteuren in Netzwerken*. In: *Soziale Systeme*, 15. Jg., H. 2.
- GRANOVETTER, Mark (1973, 1360–1380): *The Strength of Weak Ties*. In: *American Journal of Sociology*, 78. Jg., H. 6.
- GRANOVETTER, Mark (1974): *Getting a Job. A Study of Contacts and Careers*, Chicago.
- HÄUSSLING, Roger (2010, 63–87): *Relationale Soziologie*. In: C. Stegbauer, R. Häußling (Hrsg.): *Handbuch Netzwerkforschung*, Wiesbaden.
- HILDEBRANDT, Annika, Charlotte KURBJUHN, Steffen MARTUS (2016, 9–21): *Topographien der Antike in der literarischen Aufklärung. Einleitung*. In: Dies. (Hrsg.): *Topographien der Antike in der literarischen Aufklärung*, Bern u. a.
- JOST, Erdmut, Daniel FULDA (2012, Hrsg.): *Briefwechsel. Zur Netzwerkbildung in der Aufklärung*, Halle.
- KÄMMERER, Gerlinde, Sandra BERNDT (2015, Hrsg.): *Louise Otto-Peters und ihre literarischen Netzwerke*, Markkleeberg.
- LATOUR, Bruno (1996): *Der Berliner Schlüssel. Erkundungen eines Liebhabers der Wissenschaften, aus dem Franz. v. Gustav Roßler, Oldenbourg*.
 – (2010): *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie*, Frankfurt a. M.

- LEUSCHNER, Ulrike, Matthias LUSERKE-JAQUI (2002) (Hrsg.): *Netzwerk der Aufklärung. Neue Studien zu Johann Heinrich Merck*, Berlin.
- LÖWENSTEIN, Heiko, Mustafa EMIRBAYER (Hrsg.) (2017): *Netzwerke, Kultur und Agency Problemlösungen in relationaler Methodologie und Sozialtheorie*, Weinheim, Basel.
- MARTUS, Steffen (2012, 261–278): „Für alle meine Freundinnen“. *Multimediales Marketing von Bestsellern am Beispiel von Literatur ‚für Frauen‘*. In: M. Beilein, C. Stockinger, S. Winko (Hrsg.): *Kanon, Wertung und Vermittlung. Literatur in der Wissensgesellschaft*, Berlin, Boston.
- MÜTZEL, Sophie, Jan FUHSE (2010, 7–35): *Einleitung: Zur relationalen Soziologie. Grundgedanken, Entwicklungslinien und transatlantische Brückenschläge*. In: S. M., J. F.: *Relationale Soziologie. Zur kulturellen Wende der Netzwerkforschung*, Wiesbaden.
- NELSON, Reed E. (1989, 377–401): *The Strength of Strong Ties: Social Networks and Intergroup Conflict in Organizations*. In: *The Academy of Management Journal*, 32. Jg., H. 2.
- PAN, Raj Kumar, Jari SARAMÄKI (2012): *The strength of strong ties in scientific collaboration networks*. In: *Europhysics Letters*, 97. Jg., H. 1, <<http://iopscience.iop.org/article/10.1209/0295-5075/97/18007.pdf>>, zuletzt: 6.8.2018.
- PEUKER, Birgit (2010, 325–337): *Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT)*. In: C. Stegbauer, R. Häußling (Hrsg.): *Handbuch Netzwerkforschung*, Wiesbaden.
- RAAB, Jörg (2010, 29–37): *Der Harvard Breakthrough*. In: C. Stegbauer, R. Häußling (Hrsg.): *Handbuch Netzwerkforschung*, Wiesbaden.
- SCHMITT, Marco, Jan FUHSE (2015): *Zur Aktualität von Harrison White. Einführung in sein Werk*, Wiesbaden.
- SINA, Kai, Carlos SPOERHASE (2013, 607–623): *Nachlassbewusstsein. Zur literaturwissenschaftlichen Erforschung seiner Entstehung und Entwicklung*. In: *ZfGerm NF XXIII*, H. 3.
- SPOERHASE, Carlos (2017, 21–48): *Neuzeitliches Nachlassbewusstsein. Über die Entstehung eines schriftstellerischen, archivarischen und philologischen Interesses an postumen Papieren*. In: K. Sina, C. Spoerhase (Hrsg.): *Nachlassbewusstsein. Literatur, Archiv, Philologie 1750–2000*, Göttingen.
- STAR, Susan Leigh, James R. GRIESEMER (2017, 81–115): *Institutionelle Ökologie, ‚Übersetzungen‘ und Grenzobjekte. Amateure und Professionelle im Museum of Vertebrate Zoology in Berkeley, 1907–1939 [1989]*. In: S. Gießmann, N. Taha (Hrsg.): *Susan Leigh Star. Grenzobjekte und Medienforschung*, Bielefeld.
- STAR, Susan Leigh (2017, 213–228): *Dies ist kein Grenzobjekt. Reflexionen über den Ursprung eines Konzepts [2010]*. In: S. Gießmann, N. Taha (Hrsg.): *Susan Leigh Star. Grenzobjekte und Medienforschung*, Bielefeld.
- STRAUB, Wolfgang (2016): *Die Netzwerke des Hans Weigel*, Wien.
- STUBER, Martin, Stefan HÄCHLER, Luc LIENHARD (Hrsg.) (2005): *Hallers Netz. Ein europäischer Gelehrtenbriefwechsel zur Zeit der Aufklärung*, Basel.
- THOMALLA, Erika (2018): *Die Erfindung des Dichterbundes. Die Medienpraktiken des Göttinger Hains*, Göttingen.
- VORDERMAYER, Thomas (2016): *Bildungsbürgertum und völkische Ideologie. Konstitution und gesellschaftliche Tiefenwirkung eines Netzwerks völkischer Autoren (1919–1959)*, Berlin, Boston.
- WEGMANN, Nikolaus (1988): *Diskurse der Empfindsamkeit*, Stuttgart.
- WHITE, Harrison, Jan FUHSE, Matthias THIEMANN, Larissa BUCHHOLZ (2007, 514–526): *Networks and Meaning: Styles and Switchings*. In: *Soziale Systeme*, Bd. 13.
- WHITE, Harrison (2008): *Identity and Control. How Social Formations Emerge*, Princeton, Oxford.
- YEUNG, King-To (2005, 391–420): *What Does Love Mean? Exploring Network Culture in Two Network Settings*. In: *Social Forces*, 84. Jg., H. 1.

Abstract

Das Vorwort zum Themenheft *Werke in Relationen. Netzwerktheoretische Ansätze in der Literaturwissenschaft* gibt einen Überblick zur Entwicklung der Netzwerkforschung der letzten Jahrzehnte bis hin zu ihrer sogenannten relationalen oder kulturellen Wende. Relationale Sozialtheorien privilegieren Relationen gegenüber scheinbar stabilen Entitäten wie Subjekten oder Gruppen und fragen danach, durch welche Praktiken, Medien und Semantiken Akteure sich zu Kollektiven verbinden. Der Beitrag diskutiert die Anschlussfähigkeit dieses Ansatzes an literaturwissenschaftliche Fragestellungen und zeigt beispielhaft seine Potenziale auf.

The introduction to the themed volume *Werke in Relationen. Netzwerktheoretische Ansätze in der Literaturwissenschaft* provides an overview of the development of social network analysis beginning in the 1960s and ending with what has been termed the „relational“ or „cultural turn“ in the 1990s. Relational theories privilege connections between seemingly stable entities such as subjects or groups. They examine how shared practices, media, and semantics connect actors to collectives. The article discusses the applicability of this approach to research in literary studies and offers examples for its potential deployment.

Keywords: ANT, Literaturwissenschaft, Netzwerkforschung, Relationale Soziologie

DOI: 10.3726/92164_7

Anschrift der Verfasser: Erika Thomalla, Humboldt-Universität zu Berlin, Sprach- und literaturwissenschaftliche Fakultät, Institut für deutsche Literatur, D–10099 Berlin, <erika.thomalla@hu-berlin.de>; Prof. Dr. Carlos Spoerhase, Universität Bielefeld, Fakultät für Linguistik und Literaturwissenschaft, Universitätsstraße 25, D–33615 Bielefeld, <carlos.spoerhase@uni-bielefeld.de>; Prof. Dr. Steffen Martus, Humboldt-Universität zu Berlin, Sprach- und literaturwissenschaftliche Fakultät, Institut für deutsche Literatur, D–10099 Berlin, <steffen.martus@hu-berlin.de>